

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Buarque de Holanda, Sérgio
Die Wurzeln Brasiliens

Essay. Mit einem Nachwort von Sérgio Costa
Aus dem brasilianischen Portugiesisch von Maralde Meyer-Minnemann

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2670
978-3-518-12670-7

edition suhrkamp 2670

Inspiziert durch einen Aufenthalt in Berlin und die Lektüre Max Webers hat Sérgio Buarque de Holanda Ende der zwanziger Jahre seinen folgenreichen Großessay geschrieben. Folgenreich, weil der Historiker und Literaturkritiker darin ein bis heute gültiges Bild Brasiliens, »dieses reichen Landes der Armen«, entwirft. Auf beeindruckende Weise verbinden sich in dem in viele Sprachen übersetzten Klassiker stilistische und analytische Kraft mit einer zutiefst menschlichen Vision der Geschichte.

Sérgio Buarque de Holanda, 1902-1982, pflegte im Alter bescheiden zu sagen, er sei »nur der Vater von Chico« – dem berühmten Liedermacher und Idol Brasiliens. Dabei war Buarque senior seinerseits ein maßgeblicher Journalist, Schriftsteller und Historiker, der sich besonders im Bereich der Sozialgeschichte hervortat.

Sérgio Buarque de Holanda

Die Wurzeln Brasiliens

Essay

Mit einem Nachwort von Sérgio Costa

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Maralde Meyer-Minnemann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1936 unter dem Titel *Raízes do Brasil*.

edition suhrkamp 2670

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag
Frankfurt am Main 1995

© Espólio de Sérgio Buarque de Holanda, 1982
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12670-7

Inhalt

I	Grenzen Europas	7
	Anmerkungen der Übersetzerin	21
II	Arbeit & Abenteuer	22
	Anmerkungen der Übersetzerin	60
	Anmerkung des Autors zu Kapitel II	63
	S. 35, Fn. 16 – Fortbestehen des landwirtschaftlichen Raubbaus	63
III	Ländliches Erbe	69
	Anmerkungen der Übersetzerin	100
IV	Sämann und Fliesenleger	102
	Anmerkungen der Übersetzerin	139
	Anmerkungen des Autors zu Kapitel IV	143
	1. S. 108, Fn. 88 – <i>Intellektuelles Leben in Hispano- amerika und in Brasilien</i>	143
	2. S. 112, Fn. 93 <i>Das Tupi – Die Lingua franca in São Paulo</i>	147
	3. S. 129, Fn. 108 – <i>Abneigung gegen wirtschaftliche Tugenden</i>	160
	4. S. 135, Fn. 116 – <i>Natur und Kunst</i>	165
	Anmerkungen der Übersetzerin	167
V	Der herzliche Mensch	169
VI	Neue Zeiten	187
	Anmerkungen der Übersetzerin	206

VII Unsere Revolution	208
Anmerkungen der Übersetzerin	233
Nachwort	235

I

Grenzen Europas

Es ist der Versuch, die europäische Kultur in ein ausgedehntes Gebiet zu verpflanzen, dessen natürliche Gegebenheiten sich ihrer tausendjährigen Tradition zwar nicht widersetzen, ihr jedoch weitgehend fremd waren, der die brasilianische Gesellschaft von ihren Ursprüngen an am tiefsten und nachhaltigsten geprägt hat. Unsere Formen des Zusammenlebens, unsere Institutionen und unsere Ideen stammen aus fernen Ländern, und wir, die wir uns noch damit brüsten, sie in einer ihnen häufig ungünstigen, ja feindlichen Umgebung aufrechtzuerhalten, sind noch heute Verbannte im eigenen Land. Wir können hervorragende Werke schaffen, die Menschheit um neue, unerwartete Aspekte bereichern, die Form der Zivilisation, deren Vertreter wir sind, bis ins Äußerste vervollkommen: Tatsache ist, daß die Früchte unseres Fleißes oder unserer Faulheit immer Anteile eines Evolutionssystems in sich tragen, das einem anderen Klima und einer anderen Landschaft angehört.

Bevor man die Frage nach dem Erfolg dieses Versuchs stellt, muss man herausfinden, inwieweit es uns gelungen ist, die Formen des Zusammenlebens, die Institutionen und Ideen, deren Erben wir sind, mit eigenem Leben zu erfüllen.

Zuerst einmal ist die Tatsache bedeutsam, daß wir unser Erbe einer iberischen Nation verdanken. Spanien und Portugal sind ebenso wie Rußland und die Balkanländer (und in gewisser Hinsicht auch England) eines der Brückenterritorien, über die Europa Verbindung zu den anderen Welten aufnimmt und die deshalb einen mitunter weniger stark ausgeprägten Bereich des Europäertums bilden, das sie indes wie ein notwendiges Vorrecht hochhalten.

Mit dem Zeitalter der großen Entdeckungen der Seefahrer wurden die Stimmen dieser beiden Länder im europäischen Chor lauter und wichtiger. Dieses verspätete Miteinstimmen sollte intensive Auswirkungen auf ihr Schicksal haben und ihrer Geschichte und geistigen Entwicklung besondere Aspekte verleihen. So bildete sich ein Gesellschaftstypus heraus, der sich in verschiedener Hinsicht beinahe außerhalb des übrigen Europa entwickeln sollte und von den Ländern dieses Kontinents auch nicht einen Impuls erhielt, den er im Keim nicht schon selbst trug.

Auf welche Grundlagen stützen sich nun vornehmlich die Formen des gesellschaftlichen Lebens in dieser Region, die sich, unentschieden zwischen Europa und Afrika, von den Pyrenäen bis nach Gibraltar erstreckt? Wie kann man die Vielfalt dieser Formen erklären, ohne Zuflucht zu mehr oder weniger vagen Hinweisen zu nehmen, die niemals strikt objektiv sein können?

Vergleicht man diese Formen des gesellschaftlichen Lebens mit denen in Europa jenseits der Pyrenäen, wird eine für die Menschen der Iberischen Halbinsel typische Eigenschaft deutlich, eine Eigenschaft, die sie, zumindest was ihre Intensität betrifft, mit keinem ihrer Nachbarn auf dem Kontinent teilen. Keinem dieser Nachbarn ist es gelungen, die Kultur der persönlichen Eigenart derart extrem zu entwickeln, wie den hispanischen Menschen, deren bestimmendes Merkmal seit unvordenklichen Zeiten ebendiese Kultur der Persönlichkeit ist. Man kann durchaus sagen, daß die Spanier und Portugiesen der besonderen Wichtigkeit, die sie dem menschlichen Individuum beimessen – der Autonomie eines jeden Menschen in Beziehung zu seinesgleichen in Zeit und Raum –, einen großen Teil ihrer nationalen Originalität verdanken. Für sie läßt sich der Wert eines Menschen vor allem daran ablesen, inwieweit er nicht von anderen abhängig sein

muß, niemand anderen braucht, sich selbst genügt. Jeder ist Produkt seiner selbst, seiner eigenen Anstrengungen, seiner Tugenden ..., und die höchsten Tugenden dieser Mentalität sind dermaßen gebieterisch, daß sie manchmal sogar die Körperhaltung und die Physiognomie der Menschen prägen. Ihren umfassendsten Ausdruck haben sie im Stoizismus gefunden, der, kaum korrumpiert, bereits seit Senecas Zeiten die Nationalphilosophie der Spanier ist.

Diese Konzeption wird durch einen sehr hispanischen Ausdruck wiedergegeben – die »sobranceria« (Dünkel, Überlegenheit, Arroganz, Hochfahrendheit), ein Wort, das ursprünglich auf den Gedanken des Überwältigens verwies. Doch der Kampf, der Wetteifer, den es mit einschließt, wurde schweigend hingenommen und bewundert, von den Dichtern gepriesen, von den Moralisten empfohlen und von den Regierungen gutgeheißen.

Und ebendiese Hochfahrendheit ist weitgehend der Grund für die einzigartige Lässigkeit, die diese Völker an den Tag legen, wenn es um Organisation geht, um jegliche Art von Zusammenschluß, der Solidarität und Ordnung voraussetzt. In einem Land, in dem jeder ein Baron ist, wird es unmöglich, einen tragfähigen Gesellschaftsvertrag zu schließen, es sei denn, eine von außen kommende respektierte, gefürchtete Macht zwingt dazu.

Die ererbten Privilegien, die, wohlgemerkt, in den Ländern iberischen Ursprungs niemals einen entscheidenden Einfluß hatten – zumindest keinen so entscheidenden, intensiven wie in den Ländern, in denen der Feudalismus tiefe Wurzeln geschlagen hat –, brauchten dort nicht abgeschafft zu werden, damit das Prinzip des individuellen Wettstreits Fuß fassen konnte. Der Schwäche der gesellschaftlichen Struktur, dem Fehlen einer organisierten Hierarchie verdankten die hispanischen Nationen, darunter Portugal und Brasilien, einige der einzigartigsten Episoden ihrer Geschichte. Die an-

archischen Elemente haben hier aufgrund der Komplizenschaft oder der verdrossenen Gleichgültigkeit der Institutionen und der Sitten und Gebräuche immer leicht Früchte getragen. Gesellschaftliche Initiativen liefen, selbst wenn sie sich konstruktiv wähten, immer darauf hinaus, die Menschen zu trennen, anstatt sie zu vereinen. Die Erlasse der Regierungen erwachsen in erster Linie aus der Notwendigkeit, den besonderen Leidenschaften des Augenblicks Einhalt zu gebieten und sie zu zügeln. Nur selten entstanden sie aus der Absicht, die aktiven Kräfte auf Dauer zu vereinen.

Das Fehlen eines Zusammenhalts in unserem gesellschaftlichen Leben ist daher kein modernes Phänomen. Alle jene irren gründlich, die sich vorstellen, einzig und allein die Rückkehr zur Tradition, einer ganz bestimmten Tradition, könne uns vor der herrschenden Unordnung schützen. Die Gebote und Befehle, die diese Gelehrten ausgearbeitet haben, sind in Wahrheit findige Schöpfungen des Geistes, die von der Welt abgehoben sind und zu ihr im Gegensatz stehen. Unsere Anarchie, unsere Unfähigkeit, etwas auf Dauer zu organisieren, sind ihrer Meinung nach nichts anderes als das Fehlen der einzigen Ordnung, die ihnen notwendig und wirksam erscheint. In rechtem Licht betrachtet, braucht die Hierarchie, die sie preisen, gerade jene Anarchie, um sich zu rechtfertigen und Ansehen zu erlangen.

Und wird bei der Suche nach einem Stimulans für eine bessere Gestaltung gesellschaftlicher Strukturen dieser Rückgriff auf die Vergangenheit legitim sein? Wird er nicht im Gegenteil nur ein Hinweis auf unsere Unfähigkeit sein, etwas spontan zu schaffen? Die wahrhaft lebendigen Epochen waren nie kraft Beschlusses der Tradition verbunden. Die Scholastik im Mittelalter war kreativ, weil sie zeitgemäß war. Die Hierarchie des Denkens unterwarf sich einer Hierarchie der Weltbeschreibung. Die menschliche Gemeinschaft auf Erden

war ein einfaches Gleichnis und spiegelte blaß den Gottesstaat wider, war deren schwacher Abglanz. So entsprechen in der thomistischen Philosophie den Engeln, die die drei Ordnungen der ersten Hierarchie bilden – den Cherubim, den Seraphim und den Thronen –, die Menschen, die das direkte Gefolge eines Monarchen des Mittelalters bilden: Sie helfen dem Herrscher bei dem, was er aus sich heraus tut, sie sind seine Minister und Ratgeber. Die Engel der zweiten Hierarchie – Mächte, Herrschaften und Gewalten – sind im Verhältnis zu Gott das, was für einen König die Statthalter sind, die von ihm eingesetzt wurden, um die einzelnen Provinzen des Reiches zu verwalten. Schließlich entsprechen den Engeln der dritten Hierarchie im weltlichen Staat die Agenten der Macht, die subalternen Beamten.¹

Strebte das Leben des Mittelalters eine auf einem hierarchischen System beruhende schöne Harmonie an, so war dies nur allzu natürlich, denn selbst im Himmel gibt es verschiedene Stufen der Seligkeit, wie schon Beatrice Dante wissen ließ. Die natürliche Ordnung ist nur eine unvollkommene, ferne Projektion der ewigen Ordnung und erklärt sich aus ihr selbst:

*»Le cose tutte quante
hanno ordine tra loro, e questo è forma
che l'universo a Dio fa simigliante.«*

*»Die Ordnung gibt den Dingen
Zusammenhalt und läßt als Form zum Bilde
der Gottheit sie im All zusammenklingen.«*

1 Zu diesem Parallelismus der Hierarchien siehe den theologischen Kursus von João de São Tomás, dem portugiesischen Philosophen, der von vielen modernen Thomisten für den vollkommensten Interpreten des Doctor Angelicus gehalten wird. *Jean de Saint Thomas*, Übersetzung M. Benoit Lavaud, O. P. (Paris 1928), S. 91 ff.

Daher kann die menschliche Gesellschaft auf Erden nicht ein Zweck in sich sein. Ihr rigoroser hierarchischer Aufbau zielt, trotz seiner Strenge, weder auf Dauer ab, noch will er das Wohlergehen der Welt. In dieser Gesellschaft gibt es keinen Platz für Wesen, die den irdischen Frieden in den Gütern und Vorzügen dieser Welt suchen. Die Gemeinschaft der Gerechten ist der Erde fremd, sie reist im Exil und lebt im Glauben an die Sterblichkeit. »Demnach«, sagt der heilige Augustinus, »strebt auch der irdische Staat, der nicht im Glauben lebt, nach irdischem Frieden und versteht die Eintracht der Bürger im Befehlen und Gehorchen als gleichmäßige Ausrichtung des menschlichen Wollens auf die zum sterblichen Leben gehörenden Güter.«

Das Mittelalter hat das bewußte Streben nach einer Reform der zivilen Gesellschaft kaum gekannt. Die Welt war nach unumstößlichen ewigen Gesetzen strukturiert, die ihr der höchste Ordner aller Dinge aus der jenseitigen Welt heraus auferlegt hatte. Aufgrund eines einzigartigen Paradoxons war das die Gesellschaft bildende Prinzip in seiner deutlichsten Ausprägung eine feindliche Kraft – feindlich gegen die Welt und das Leben. Alle Anstrengungen der Denker, der großen Erbauer von Systemen, waren letztlich nichts als ein Bemühen, diesen Antagonismus von Geist und Leben zu vertuschen (*»Gratia naturam non tollit sed perficit«*). Eine in gewisser Weise fruchtbare und verehrungswürdige Arbeit, deren Sinn unsere Zeit jedoch nicht mehr in ihrem Wesen verstehen will. Die Begeisterung, die heute diese grandiose Konzeption der Hierarchie hervorruft, wie sie einst das Mittelalter kannte, ist in Wahrheit die Leidenschaft von Professoren.

Das hierarchische Prinzip an sich hat bei uns nie entscheidende Bedeutung erlangt. Jede Hierarchie gründet sich notwendigerweise auf Privilegien. Und wahr ist, daß lange bevor in der Welt die sogenannten revolutionären Ideen triumphier-

ten, Portugiesen und Spanier die spezifische Irrationalität, die soziale Ungerechtigkeit gewisser Privilegien, vor allem ererbter Privilegien, lebhaft gespürt haben. Das persönliche Prestige, unabhängig vom ererbten Namen, hatte in den glorreichsten Epochen der Geschichte der iberischen Völker immer Bestand.

In dieser Hinsicht können sie sich zumindest als legitime Pioniere der modernen Mentalität betrachten. Jeder weiß, daß der lusitanische Adel niemals streng und undurchlässig war. Zur Zeit der großen Entdeckungen der Seefahrer konnte Gil Vicente anmerken, daß es unüberwindliche Klassenschranken, so, wie sie in anderen Ländern vorherrschten, unter seinen Landsleuten kaum gab:

»... em Frandes e Ale-
manha,
em toda França e Veneza,

que vivem per siso e manha,
por não viver em tristeza,
não he como nesta terra; por-
que o filho do lavrador casa
lá com lavradora, e nunca
sobem mais nada; e o filho
do broslador casa com a brosladora: isto per lei ordena-
da.«²

»In Flandern und Deutsch-
land,
in ganz Frankreich und
Venedig,
wo sie klug und listig leben,
um nicht in Trauer zu leben,
ist es nicht wie in diesem
Land; denn der Sohn des
Bauern heiratet dort die
Bäuerin, und nie steigt er
weiter auf; und der Sohn des
Stickers heiratet die Stickerin:
Das wird vom Gesetz befoh-
len.«

Einer der hervorragendsten Forscher auf dem Gebiet der älteren Geschichte Portugals hob, auf umfangreiches Quellenmaterial gestützt, hervor, daß es dem Adel dort, so groß seine

² Gil Vicente, *Obras Completas de ...* Faksimile-Nachdruck der Ausgabe von 1562 (Lissabon 1928), Fol. CCXXXI.

Vorherrschaft in einer bestimmten Zeit auch war, niemals gelang, eine nach außen hin abgeschottete Aristokratie zu bilden. Die Verbreitung derselben Namen unter Menschen unterschiedlichen Standes, merkt er an, sei nichts Neues in der portugiesischen Gesellschaft. Der ständige Wechsel von Individuen von einer Schicht in die andere, von denen, die sich profilieren, und anderen, die in die Volksmasse zurückkehren, aus der sie gekommen sind, belege dies hinreichend.³

Alberto Sampaio betont außerdem, daß das kodifizierte Gesetz Männern aus adligem Geschlecht durchaus alle Berufe erlaubte, vom Handwerksmeister bis hin zum Pächter eines landwirtschaftlichen Gutes. Nur seien ihnen die Ehrenbezeugungen verweigert worden, »solange sie von ihrer Hände Arbeit lebten«. Das Essen des Volkes, erklärt er weiterhin, habe sich kaum von dem der Adligen unterschieden, weil beide ständig enge Beziehungen unterhielten. So aßen die Adligen nicht nur mit dem Volk, sondern sie vertrauten ihnen zudem noch die Aufzucht ihrer Kinder an. Der Beweis dafür ist die Institution des *amádigo*, das Bauern, denen die Adligen ihre Kinder zur Erziehung gegeben hatten, gewisse Privilegien und Abgabefreiheit gewährte.

Wenn solche Eigenheiten unter den iberischen Völkern mit bemerkenswerter Konstanz überwogen, so will dies nicht heißen, daß sie aus irgendeinem unvermeidbaren und unentrinnbaren biologischen Schicksal herrührten oder wie die Sterne am Himmel fern der Bedingungen des irdischen Lebens fortbestehen könnten. Wir wissen, daß die Völker der Halbinsel in bestimmten Phasen ihrer Geschichte eine einzigartige Vitalität bewiesen und eine überraschende Anpassungsfähigkeit an neue Lebensformen gezeigt haben. Daß sie insbesondere Ende des 15. Jahrhunderts sogar die anderen europäischen

3 Alberto Sampaio, *Estudos Históricos e Econômicos* I (Porto 1923), S. 248.

Staaten überflügeln konnten, indem sie politische und wirtschaftliche Einheiten moderner Prägung bildeten. Doch könnte nicht gerade der Erfolg dieser plötzlichen, möglicherweise verfrühten Transformation ein Grund dafür sein, daß sich jene überlieferten Lebensgewohnheiten unter ihnen hartnäckig gehalten haben, die zum Teil ihre Originalität erklären?

Im besonderen Fall Portugals stieß der Aufstieg des städtischen Handwerkers und Kaufmanns bereits zu Zeiten des Mestre de Avis* auf weniger Hindernisse als in den Teilen der christlichen Welt, in denen der Feudalismus weitgehend ungestört herrschte. Eben weil die bürgerliche Kaufmannschaft keine übermäßigen Schwierigkeiten zu überwinden hatte – da es keine wirtschaftliche Unterstützung gab, auf die sie ausschließlich baute –, brauchte sie keine vollkommen neue Art des Tuns und Denkens anzunehmen oder eine neue Wertskala aufzustellen, auf die sie ihre Vorherrschaft dauerhaft gründete. Sie suchte vielmehr die Verbindung mit den alten herrschenden Klassen, bemühte sich, viele ihrer Prinzipien zu assimilieren, sich eher von der Tradition als von kühlem, berechnendem Verstand leiten zu lassen. Die aristokratischen Elemente wurden nicht vollkommen über Bord geworfen, und die aus dem Mittelalter überkommenen Lebensformen behielten zum Teil ihr altes Ansehen.

Doch nicht nur das urbane Bürgertum, sondern auch die Bauern ließen sich vom Glanz des höfischen Lebens mit seinen Titeln und Ehren anstecken.

»Cedo não há de haver
vilão:
todos d'El Rei, todos d'El
Rei«,

»Bald wird es keine Bauern
mehr geben,
alle sind Höflinge des Königs,
Höflinge des Königs«,

Mit * versehene Wörter im Text verweisen auf Anmerkungen der Übersetzerin am Schluß eines jeden Kapitels.

rief der Page in der *Farsa dos Almocreves** aus. So merkwürdig es scheinen mag, selbst die exhibitionistische Sehnsucht nach Wappen, die Vielzahl von Adels- und Stammbüchern sind im Grunde genommen Facetten dieser unbezwingbaren Tendenz zur Nivellierung der Klassen, die immer noch gewisse längst etablierte und stereotyp gewordene Vorbilder sozialen Prestiges zur Richtschnur haben. Der Dünkel des Adels wird von uralten Bräuchen verlangt, die in ihrem Kern den Bedingungen der Zeit nicht mehr entsprechen, obwohl sie in ihrer äußeren Form fortbestehen. Der wahre, authentische Adel muß nicht mehr auf das Individuum übergehen: Er wird von dessen eigenen Kräften und Fähigkeiten abhängig sein, denn die eigene Überlegenheit ist mehr wert als die ererbte. Der Überfluß an vom Schicksal gegebenen Gütern, die Heldentaten und hohen Tugenden, die Ursprung und Quelle aller Größe sind, treten zu ihrem Vorteil an die Stelle der blutmäßigen Abstammung. Und die höchsten und wichtigsten Tugenden sind für den iberischen Menschen direkt mit dem Gefühl der eigenen Würde eines jeden Individuums verbunden. Dieses Gefühl, das Adel und Pöbel teilen, entspricht indes einer Ethik, die Edelleute und nicht Gemeine auszeichnet. Die Werte, die dies Gefühl beseelt, sind für Spanier wie für Portugiesen universell und ewig.

Das persönliche Verdienst hat, wenn es sich auf derartige Tugenden gründet, stets eine gewichtige Bedeutung gehabt. Eine in der Theologie fortlebende ähnliche Konzeption wird mitten im 16. Jahrhundert den alten Streit um den Pelagianismus* wiederauferstehen lassen, der sich im Molinismus* vollendet. In diesem Streit sollte als Gegnerin des Prinzips der Vorbestimmung eine Institution eine entscheidende Rolle spielen, die deutlich iberischen Ursprungs ist, der Orden der Jesuiten, der seit dem Tridentinischen Konzil versuchte, der katholischen Welt seinen Geist aufzuzwingen.

Tatsächlich haben Spanier und Portugiesen auf Theorien,

die den freien Willen verneinen, stets mit Mißtrauen und Abneigung reagiert. Sie haben sich niemals in einer Welt wohl gefühlt, in der das individuelle Verdienst und die individuelle Verantwortung nicht voll und ganz anerkannt werden.

Es war eben gerade diese Mentalität, die unter ihnen zum größten Hindernis dafür wurde, jenen Gemeinsinn zu entwickeln, der für die protestantischen Völker so charakteristisch ist, vor allem für die Calvinisten. Denn in Wahrheit sind Doktrinen, die den freien Willen und die persönliche Verantwortung predigen, für den Zusammenschluß von Menschen alles andere als förderlich. Weil es bei ihnen diese rationale Strukturierung des Lebens nicht gab, die einige protestantische Länder schon sehr früh erlebten, verkörperte in den iberischen Nationen stets die Regierung das vereinigende Prinzip. Bei ihnen hat der Typus der künstlich aufrechterhaltenen politischen Organisationsform stets vorgeherrscht, der in den Militärdiktaturen der Neuzeit seine charakteristische Ausprägung fand.

Eine Tatsache, die man nicht außer acht lassen darf, wenn man die Psychologie dieser Völker untersucht, ist ihre unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von Moral, die sich auf den Kult der Arbeit gründet. Ihre Haltung ist im allgemeinen genau das Gegenteil der Haltung, die theoretisch dem mittelalterlichen System der Zünfte entspricht, in dem die körperliche Arbeit gepriesen und der Nutzen als »schändlicher Nutzen« verschrien war. Erst vor kurzem hat diese Ethik der Arbeit unter den Iberern aufgrund des wachsenden Ansehens, das die Institutionen der Völker des Nordens genießen, an Boden gewonnen. Doch die Widerstände, auf die sie traf und noch heute trifft, sind so lebhaft und hartnäckig, daß Zweifel daran erlaubt sind, ob diese Ethik je ihren Siegeszug antreten wird.

Die »Unbeugsamkeit«, das »Sein«, die »Ernsthaftigkeit«, die »rechtschaffene Handlungsweise«, das »kluge Vorgehen«,

diese Attribute, die den Worten des portugiesischen Dichters Francisco Rodrigues Lobo zufolge das Wappen des Edelmannes zieren und erhaben machen, stehen für im wesentlichen passive Tugenden, die das Individuum sich selbst betrachten und darauf verzichten lassen, das Gesicht der Welt zu verändern. Auf die Dinge, auf das materielle Universum einzuwirken bedeutet, sich einem äußeren Objekt zu unterwerfen, ein Gesetz zu billigen, das dem Individuum fremd ist. Gott fordert dies nicht von uns, es trägt zu seinem Ruhm nicht bei und mehrt auch nicht unsere eigene Würde. Man kann im Gegenteil sogar sagen, daß es ihr schadet und sie verächtlich macht. Die manuelle und mechanische Arbeit strebt ein Ziel an, das außerhalb des Menschen liegt, und will ein Werk zur Vollkommenheit führen, das sich von ihm unterscheidet.

Daher ist es verständlich, daß die moderne Religion der Arbeit und die Hochschätzung der nützlichen Tätigkeit unter den hispanischen Menschen nie hat heimisch werden können. Würdiger Müßiggang erschien einem guten Portugiesen oder Spanier stets trefflicher, ja sogar edler als der närrische Kampf ums tägliche Brot. Das von beiden bewunderte Ideal war das gelassene, sorgenfreie Leben eines Grandseigneurs. Und so kommt es, daß, während die protestantischen Völker die manuelle Anstrengung lobpreisen und rühmen, die iberischen Völker noch immer den Standpunkt der klassischen Antike einnehmen. Wie für die Menschen jener Zeit ist für die meisten von ihnen die Muße wichtiger als Handel und Geschäfte, und die produktive Aktivität an sich gilt weniger als Kontemplation und Liebe.

Es liegt zudem auf der Hand, daß das Fehlen dieser Arbeitsmoral gut zur eingeschränkten Fähigkeit paßt, sich gesellschaftlich zu organisieren. In der Tat ist ja die demütige, anonyme, uneigennützigte Anstrengung eine mächtige trei-

bende Kraft bei der Bildung einer solidarischen Interessenverbindung, regt so die bewußte Schaffung einer Ordnung des Zusammenlebens an und unterstützt den Zusammenhalt der Menschen untereinander. Wo Arbeit als moralische Größe – in welcher Form auch immer – vorherrscht, werden Ordnung und Ruhe unter den Bürgern schwerlich fehlen, weil für den Zusammenklang der Interessen beide notwendig sind. Sicher ist, daß für Spanier und Portugiesen die Arbeit als moralische Größe immer etwas Exotisches war. Es verwundert daher nicht, daß bei diesen Menschen der Gedanke der Solidarität stets kleingeschrieben wurde.

Besser gesagt, besteht Solidarität unter ihnen nur dort, wo weniger die Verbindung aufgrund von gemeinsamen Interessen als eine Beziehung aufgrund von Gefühlen zählt: im häuslichen Bereich oder unter Freunden. In gezwungenermaßen geschlossenen privaten Kreisen, die einer auf der umfassenderen Ebene einer Körperschaft oder einer Nation gegründeten Verbindung eher feindlich gesinnt sind, als daß sie sie begünstigen.

Zur Autarkie des Individuums, zu der bis zum äußersten gesteigerten Huldigung der Persönlichkeit, einer elementaren Leidenschaft, die keinen Kompromiß zuläßt, kann es nur eine Alternative geben: den Verzicht auf diesen Persönlichkeitskult angesichts eines größeren Gutes. Aus diesem Grunde erscheint den iberischen Völkern der Gehorsam, obgleich er selten vorkommt und schwierig zu verwirklichen ist, manchmal als allerhöchste Tugend. Und es ist daher nicht befremdlich, daß dieser Gehorsam – ein blinder Gehorsam, der sich grundlegend von den mittelalterlichen und feudalen Prinzipien der Loyalität unterscheidet, für sie bis heute das einzige wirklich starke politische Prinzip ist. Der Wille zu befehlen und die Neigung zu gehorchen sind ihnen gleichermaßen eigen. Die Diktaturen und die Heilige Inquisition scheinen ihrem Charakter ebenso typisch zu entsprechen wie ihre Ten-

denz zur Anarchie und zum Ungeordneten. Es gibt ihrer Meinung nach keine denkbare andere Art von Disziplin als die, die sich auf die übermäßige Zentralisierung der Macht und auf den Gehorsam gründet.

Es waren wieder einmal die Jesuiten, die besser als jeder andere dieses Prinzip der Disziplin durch Gehorsam repräsentierten. Selbst in unserem Südamerika ließen sie mit ihren zum Christentum bekehrten Dörfern in Paraguay und ihren Lehren ein denkwürdiges Beispiel dafür zurück. Keine moderne Tyrannei, kein Theoretiker der Diktatur des Proletariats oder des totalitären Staates hat jemals auch nur von fern die Möglichkeiten erkannt, die dieses Wunderwerk einer streng durchstrukturierten Organisation bietet, das die Patres der Gesellschaft Jesu in ihren Missionen zustande gebracht haben.

Heute erscheint der einfache Gehorsam als Prinzip der Disziplin eine überlebte, undurchführbare Formel, und das vor allem ist der Ursprung der ständigen Instabilität unseres gesellschaftlichen Lebens. Seit dem Verschwinden dieses Hemmschuhs haben wir – indem wir es aus Systemen anderer Völker übernahmen oder selbst schufen – vergebens versucht, etwas an seine Stelle zu setzen, was in der Lage wäre, die Auswirkungen unseres unruhigen, chaotischen Naturells zu überwinden. Erfahrung und Tradition lehren uns, daß jede Kultur im allgemeinen nur diejenigen Züge anderer Kulturen absorbiert, assimiliert und ausformt, die in den eigenen Lebensrahmen eingepaßt werden können. In diesem besonderen Falle sollte man nicht vergessen, was mit den in die Neue Welt gebrachten europäischen Kulturen geschehen ist. Nicht einmal der Kontakt und die Vermischung mit eingeborenen oder dazugekommenen anderen Rassen haben – wie wir es gern hätten – dazu geführt, daß wir vollkommen anders sind als unsere Großeltern von jenseits des Meeres. Im Falle Brasilien ist die Wahrheit – sowenig verführerisch sie